

## „Geld oder Leben!“ Was wird herausgefordert? Intersubjektive Aspekte der Herausforderung

In diesem Vortrag ich will über den Begriff des herausfordernden Verhaltens nachdenken. Erwarten Sie keine wissenschaftliche Abhandlung und keinen Bericht aus der Praxis. Ich werde keine Theorien und keine Untersuchungen zitieren, sondern schlicht (und vielleicht ein wenig feuilletonistisch) einige Fragen stellen und nach Antworten suchen.

In der Ausschreibung dieser Tagung wird von „herausforderndem Verhalten“ gesprochen; mir war dieser Begriff neu, und beim Nachschlagen erfuhr ich, dass damit inzwischen ein Verhaltenskomplex umschrieben wird, der früher eher „abweichendes Verhalten“ oder „Verhaltensstörung“ oder „Störung des Sozial-verhaltens“ genannt wurde. Die Abweichung oder Störung benannte dabei eine Abweichung von einer Norm oder Erwartung.

In der Bezeichnung „herausforderndes Verhalten“ kommt ein neuer Aspekt ins Spiel, den ich begrüße: es geht um etwas Intersubjektives, um ein Problem zwischen zwei Akteuren, ein psychologisches Geschehen, letzten Endes also um die Form einer Beziehung – und nicht mehr um eine soziologische Kategorie, die aus Statistiken und Normen entsteht.

Dieses intersubjektive Phänomen der „Herausforderung“ möchte ich etwas genauer untersuchen, damit es nicht bei einer vorschnellen Befriedigung einer „political correctness“ bleibt: zu oft habe ich einen Wandel der Begriffe erlebt, eingeführt, um Stigmatisierungen zu vermeiden, ohne dass sich inhaltlich dabei etwas Wesentliches geändert hatte. Wir leben in einer Zeit der Oberflächen-beschleunigung, Allereinfachstes wird durch Verenglichung zum Besonderen gemacht, aus einem Treffpunkt wird ein *meeting point*, aus einem Lokal eine *location*, einfachste bunte Dinge sind plötzlich *multifunktional* und *multicolor* usw. Gleichzeitig herrscht eine zunehmende Tendenz, Problematisches und Bedrohliches schön- und glattzureden mit Begriffen wie *Entsorgungspark* für Müllhalde, *Freistellung* für

Entlassung, *Kollateralschäden* für getötete Zivilisten im Krieg – die Liste der Beispiele ist unendlich.

Wenn der relativ neue Begriff des *herausfordernden Verhaltens* nicht nur eine weitere oberflächliche sprachliche Entstigmatisierungsstrategie werden soll, lohnt es sich, genauer nachzudenken. Denn der Begriff enthält – so glaube ich – enormen Sprengstoff für das Selbstverständnis aller helfenden und sozialen Berufe.

Wer von Herausforderung spricht, muss sich fragen, wer oder was von wem oder was „herausgefordert“ wird. Im Allgemeinen wird der Begriff ja als „besondere Aufgabe, die auch den Ehrgeiz anstachelt“ verstanden wie etwa das englische *challenge*. Dann bleibt das schwierige Verhalten des Anderen schlicht eine professionelle Herausforderung; und bei diesem Verständnis des Begriffes droht wieder die Gefahr, dass der Andere Objekt des professionellen Handelns wird. Wörtlich aber, im ursprünglichen Wortsinne, bedeutet die Herausforderung ja zweierlei:

Erstens einen, der das Recht oder die Macht hat, etwas zu fordern, was er gerne haben möchte und zwar

zweitens etwas, was noch nicht in seinem Besitz ist, sondern im Besitz eines Anderen, das dieser nur sehr ungern geben will: etwas, das irgendwie ver-schlossen ist und das er „heraus“ fordert.

Dies ist die Situation bei einem Raubüberfall „Geld oder Leben!“ oder auch in früheren Zeiten bei der Belagerung einer Burg durch ein übermächtiges feindliches Heer, wo die Kapitulation der Burgherren gefordert wird. Immer geht es auch um eine Form der unfreiwilligen Unterwerfung, um das eigene Leben zu retten. Mit dem Begriff der Herausforderung geht es also ursprünglich durchaus um Existenzielles, um Leben oder Tod, und nicht nur um eine heroische Aufgabe, die einem das Schicksal stellt und die man wie die Helden in den Mythen mit Hilfe der Götter löst, um damit unsterblich zu werden. Es geht bei der Herausforderung durchaus um unsere Sterblichkeit, unsere Grenzen, unsere Ohnmacht angesichts einer stärkeren Macht, der wir nichts entgegensetzen können.

Diese Besinnung auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes mag im Moment fremd oder kleinlich erscheinen, sie wird uns aber noch beschäftigen, wenn wir die Beziehungsdynamik zwischen zwei Subjekten mit unterschiedlichen Interessen, Voraussetzungen und Ausdrucksmöglichkeiten betrachten.

Es kann auf keinen Fall schaden, sich selber bei solcher Art des herausfordernden Verhaltens zu fragen, was denn genau der Andere bei mir herausfordert und was ich ihm nur ungern und nur zum Preis der Unterwerfung geben möchte. Das heißt nicht, dem Anderen das behütete Objekt im eigenen Innern zu überlassen. Allein die Frage danach, die Analyse der eigenen inneren Situation, schärft die Bewusstheit über das, was gerade geschieht. Und allein diese Bewusstheit verändert schon die gesamte Lage. (Wir können gerne hier eine kleine Feldstudie dazu machen. Probieren Sie es aus und schreiben Sie mir eine Mail, was dabei herausgekommen ist.)

„Geld oder Leben!“, so heißt dieser Vortrag, denn so ein Raubüberfall ist ja die basalste Herausforderung, die uns geschehen kann. Wohl dem, der genügend Geld dabei hat, um den Räuber zufrieden zu stellen. „Geld oder Leben!“ könnte auf einer tieferen Ebene auch das zentrale Thema aller helfenden Berufe sein: wo mit dem Dienst am Anderen der Lebensunterhalt verdient wird, wo man für helfende Beziehungen bezahlt wird, droht oft die Not und das Leid des Anderen die eigene Lebenskraft und –freude aufzufressen. Es erfordert eine hohe Achtsamkeit für sich selbst und oftmals Hilfe von außen durch eine geeignete Supervision, um den destruktiven Verstrickungen zu entkommen und mit der eigenen, ursprünglichen Lebenslust in Kontakt zu bleiben. Die meisten hier im Saal können davon wohl ein Liedchen singen – aber das wäre ein Thema für ein anderes Seminar.

„Geld oder Leben!“ – das ist auch einer der Lieblingsswitze von Uli Keuler, dem begnadeten schwäbischen Kabarettisten, der sicher vielen von Ihnen bekannt ist.

Obwohl ich schon über die Hälfte meines Lebens im Schwabenland lebe, ist es mir nicht möglich, diesen Witz so zu erzählen, wie er erzählt werden muss. Deswegen bitte ich nun Uli Keuler selbst, diesen Witz zu erzählen. Und bitte achten sie auf die Pointe: sie wird uns noch beschäftigen.

*(Hier Einspielung der mp3-Datei: Uli Keuler erzählt den Witz „Geld oder Leben“ als Zugabe zu seinem Programm)*

*Der Inhalt, unschwäbisch erzählt, ist folgender: Ein Mann geht durch den Wald, da kommt ein Räuber und sagt: Geld oder Leben! Der Mann hat aber kein Geld dabei gehabt. Dann gib mir halt deine Armbanduhr! Der Mann hat aber auch keine Armbanduhr gehabt. Darauf der Räuber: Dann trag mich halt ein Stück weit.*

Auf einer Tagung wie dieser, auf der sich professionelle Helfer treffen, um sich über ihre Erfahrungen mit ihren Schützlingen auszutauschen, wird mit dem herausfordernden Verhalten als allererstes der Andere assoziiert: der Helfer wird von dem schwierigen Verhalten des Anderen herausgefordert. Habe ich recht? Lassen wir uns kurz innehalten: wen meinen wir, wenn wir von herausfordern-dem Verhalten sprechen? Könnte es auch sein, dass unsere Verhaltensstrategien für den Anderen eine Herausforderung sind?

Wir leben auf dem Planeten der Helfer: wir alle hier auf dieser Tagung haben Ausbildungen zum Helfen in den unterschiedlichsten Berufen, es ist unsere mehr oder weniger geliebte Profession. Wir tauschen uns hier aus, lernen Neues, fühlen uns wohl – denn wir sind diesbezüglich alle ÄHNLICH: wir sprechen eine ähnliche Sprache, haben ähnliche Erfahrungen, ähnliche Probleme, ähnliche Träume, ähnlich Werte usw. Kein Wunder, dass wir bei so viel Ähnlichkeit entspannt zusammen sind. Die Anspannung, die Aufregung und Erregung, die Angst und verschiedenste Formen des Unwohlseins entstehen bei der Begegnung mit dem Fremden, dem „Ganz Anderen“. (Ich hätte diesen Vortrag auch nennen können: „Vom Scheitern des Ähnlichkeits-Theorems“)

Wir leben auf dem Planeten der Helfer; wie fühlt es sich auf dem Planeten der „Geholfenen“ an? Verona Feldbusch hat vor einigen Jahren das unvergleichliche Bonmot erzeugt: „Da werden Sie geholfen“. Das Objekt der Helfer, sonst in einen weichen bezogenen Dativ gekleidet, wurde zum knallharten beziehungs-losen Akkusativ. Unbewusst hat sie damit eine tiefeschichtige Analyse eines sogenannten Wohlfahrtsstaates geleistet, in dem das Soziale zunehmend unter den Druck ökonomischer und Effizienz-Bedingungen gerät.

Nur zur Erinnerung: der Dativ, dt. "Wemfall", geht zurück auf lat. *casus dativus*, d.h. "das Geben betreffender Fall" (lat. "dare" = dt. "geben"). Der Akkusativ, dt. „Wenfall“, geht zurück auf lat. *casus accusativus*, d.h. "die Anklage betreffender Fall" (lat. „accusare“ = dt. „anklagen“). Auf der etymologischen Ebene hat Verona Feldbuschs syntaktische Fehlleistung also aus dem Empfänger von erbetener Hilfe einen von Hilfe Verfolgten gemacht – eine treffsichere Realsatire auf ein Wohlfahrtssystem, das ein Studium der Sozialpädagogik und der Volks- und Betriebswirtschaft erfordert, um es ausreichend zu verstehen und erfolgreich anzuwenden.

Dieser Gedankengang führt mich – als kleiner Exkurs – zu einem anderen Bonmot, das mir in ganz anderen Zusammenhängen begegnet ist und das mich in meiner Laufbahn als

professioneller Helfer immer wieder gezügelt und getröstet hat: „Man kann jemandem mit Gewalt etwas nehmen, aber man kann niemandem mit Gewalt etwas geben.“ Immer wieder geraten wir in Situationen, in denen es um Macht geht und um Gewalt, im engeren und weiteren Sinne. Und oft sind wir gezwungen, unsere Macht und Gewalt auch anzuwenden: um uns selbst zu schützen oder um den Anderen zu schützen. Diese Macht bezieht sich aber immer darauf, dem Anderen etwas wegzunehmen. Was wir ihm geben könnten – das entwickelt sich innerhalb der Beziehung, trotz oder wegen des Machtkampfes und der eingesetzten Gewalt. Aber auch dies wäre ein Thema für ein anderes Seminar.

Wie also fühlt es sich auf dem Planeten der „Geholfenen“ an? Bei den Nicht-Ähnlichen, Ganz-Anderen? Wir müssen gar nicht gleich zu unseren schwierigen Klienten gehen, es reicht ein erster Blick in ein anderes soziales Milieu.

Stellen Sie sich vor: ein muskulöser, reich tätowierter Mann steht Ihnen gegenüber, mit halbnackter Oberkörper; er schreit Ihnen derbe Beschimpfungen ins Gesicht. Herausforderndes Verhalten? Wohl nur für uns wohlerzogene Bürgersöhnchen und –töchterchen. In einem gesellschaftlichen Milieu, wo Ringe mit Totenköpfen Standardschmuck sind und Selbstbehauptung eher über Lautstärke als über Argumente funktioniert, gelten andere Zeichensätze. Wer diesen Verhaltenscodex nicht bedient, provoziert. Wer hier mit non-direktiven Verbalisierungen des emotionalen Gehaltes beginnt, zeigt herausforderndes Verhalten und hat schnell eine Faust in der Fresse.

Im Allgemeinen sind wir uns nicht darüber im klaren, welche hochkomplexen seelischen und geistigen Mechanismen nötig sind, Differenzen zwischen Ich und Welt auszuhalten, zu balancieren und zu integrieren. Diese Fähigkeiten werden üblicherweise „psychische Gesundheit“ genannt. Jeder von uns lebt in einem eigenen somato-psychischen Universum, geprägt und gestaltet durch basale frühe Erfahrungen seit der Zeugung, durch Schwangerschafts- und Geburtserfahrung hindurch, die Formen der Bemmutterung in der Säuglingszeit und spätere Erfahrungen des Wachstums und der Entwicklung. Zunehmend werden in den letzten Jahren neuropsychologische Bedingungen der Entwicklung erforscht, und immer deutlicher wird, wie wichtig die biologische Konfiguration des Körpers und der Sinne, die frühen Beziehungserfahrungen und Formen der Kompensation, korrigierenden Erfahrung und Übung für die Herstellungen des Kosmos sind, der ein „Ich“ bedeutet. Und jeder Versuch dieses „Ich“, mit der umgebenden Welt in Kontakt zu treten, erzeugt wieder Erfahrungen und wieder Kontakte mit der Welt und wieder Erfahrungen.

Nun zu unseren „herausfordernden“ Klienten, die man ja in dieser Logik auch als „extrem-unähnlich“ bezeichnen könnte:

Können Sie sich vorstellen, dass z.B. ein Hautkontakt mit einem anderen Menschen als ausgesprochen schmerzhaft erfahren wird? Oder dass Sie einen anderen Menschen nur als anwesend spüren, wenn er aggressiv wird? Oder dass ein beruhigendes Flüstern wie ein stechendes Geräusch wirkt? Oder dass eine sexuelle Erregung das einzige Lustgefühl ist, das Sie kennen? Oder dass die Verschiebung Ihres Bettes eine existenzielle Panik auslösen kann? Oder dass eine explosive, aggressive Gewalt in Ihnen herrscht als einzige Chance, einer bodenlosen Angst zu begegnen – und Sie haben aber gar keine Ahnung von dieser Angst? Wie ist unser „Ich“ konfiguriert, und wie das des Anderen?

Ich gehe davon aus, dass all das, was wir als „herausforderndes Verhalten“ bezeichnen, der Versuch zu einer innerpsychischen Homöostase ist. Ein Versuch, Ich- und Welterfahrung in Einklang zu bringen. Und wenn das Ähnliche uns nicht mehr verbindet, entsteht oft eine Kluft des Unverständnisses. Es macht sehr viel Mühe, und oft vergeblich, sich in ein völlig anderes Ich hineinzudenken und hineinzufühlen. (In diesem Zusammenhang kann ich die Bücher des berühmten britischen Neurologen Oliver Sacks nur empfehlen: sie sind eine hochkompetente, anregende und amüsante Lektüre auf dem Weg, die Idee völlig anderer Seelenwelten zuzulassen.) Möglicherweise sind unsere Versuche, helfend in die innere Welt des Anderen einzugreifen, für diesen ähnlich „herausfordernd“, wie uns dessen Verhalten erscheint.

Stellen Sie sich vor, Sie sind in ihrem eigenen seelischen Terrarium und haben es sich dort bequem eingerichtet. Sie wissen, wo es hell und warm ist, wo es Wasser und Futter gibt, wo es dunkel und kühl ist, wo die Grenzen des Raumes sind, welche Rhythmen herrschen, Sie haben sich in diesem Vertrauten eingerichtet. Und dann kommt jemand herein, der Helfer mit seinen Zielen, und verändert alles: dreht die Lampen heller oder dunkler, lässt das Wasser ab oder macht alles nass, verschiebt Ihr Nest, bringt ungenießbares Futter. Wie würden sie reagieren, z.B. als Salamander? Und wie als Python? Und wie als Schildkröte? Und wie als Kobra?

Ist es uns als Helfern erlaubt, selber Formen des herausfordernden Verhaltens den Klienten gegenüber zu zeigen? Und wenn ja, wann und wie? Wie unterscheiden wir zwischen einem therapeutischen Impuls und dem Akt der Selbstbehauptung? Wieviel eigene Aggression z.B.

ist nötig, um die Beziehung zu einem aggressiven Klienten konstruktiv zu führen, und wann gerate ich in eine sadistische Position, die der Klient in mir zur Herstellung seines inneren, biografisch bedingten Bezugsrahmens zu erzeugen versucht?

Ronald D. Laing, der britische Psychiater und einer der Begründer der antipsychiatrischen Bewegung in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts, beschloss als junger Arzt, einige Wochen auf der Akutstation zu leben, wo er auch als Arzt arbeitete, um seine Patienten besser zu verstehen. Er berichtete unter anderem, dass es dort einen schizophrenen älteren Patienten gab mit einer ausgeprägten „autistischen Symptomatik“, der mit niemandem Kontakt aufnahm – und wohl erst recht nicht mit diesem jungen Arzt, der sich bei den Patienten der Station eingenistet hatte. Laing versuchte es mit allen ihm zur Verfügung stehenden Strategien, mit diesem Mann in Kontakt zu kommen – ohne Erfolg. Schließlich trat er ihm mit aller Kraft auf den Fuß, und der Patient reagierte spontan: „Das machst du aber nicht noch mal!“ War das ein sinnvolles herausforderndes Verhalten auf Helferseite? Laing berichtet davon mit einem gewissen Vergnügen, aber hat er damit dem Patienten geholfen? Oder nur seinen therapeutischen Ehrgeiz bedient? Er hat ihm mit Gewalt seine autistische Abwehr genommen; hat er ihm etwas geben können? Hat er mit ihm dann eine Beziehung führen können? Davon berichtet er leider nichts. Dennoch war mir diese Episode immer ein Hinweis darauf, dass eine körperliche Erfahrung manchmal Knoten lösen kann, die mit dem Sprechen allein nicht auflösbar sind.

Was ist Leiden? Und wer definiert es? Worunter wir Ähnlichen leiden – gilt das auch für den Ganz-Anderen? Ist „selbstschädigendes Verhalten“ immer gleich „autoaggressiv“? Oder eine heftige, verzweifelte Form der Autostimulation, um sich in all der Unlebendigkeit endlich zu spüren? Ist ein aggressiv-lautes, bedrohliches Verhalten immer eine bewusste Provokation, oder kann es auch ein Zeichen der innerlich notwendigen Selbstbehauptung sein? Ist die Nicht-benutzung der Sprache eine Verweigerung, trotzig, oder ein Verstummen, resigniert, oder eine neurophysiologische Unmöglichkeit, weil es nur Bilder gibt? Oder entsteht mit der Sprache erst ein Leiden, das ohne sie nicht droht? Und wenn es die Sprache nicht gibt: was spricht der Körper? Verstehen wir diese Signale aus einer anderen Galaxie, wo es auch Leben, aber ein ganz anderes, gibt?

Die größte Herausforderung ist, etwas zu verstehen. Es wird uns oft nicht gelingen, zu fremd sind uns zumeist die ganz-anderen innerpsychischen Universen. Aber schnellgestrickte

Helferstrategien zur Lösung eines noch nicht verstandenen Problems, entlang der inneren Ähnlichkeiten oder der äußeren sogenannten Sachzwänge, werden über kurz oder lang scheitern, davon bin ich überzeugt.

Eine weitere gewaltige Herausforderung für Helfer ist, nichts zu tun. Wie soll man etwas tun, wenn man noch nichts verstanden hat? Aber es muss doch etwas getan werden! Nein, es muss nichts getan werden. Wir sind nur in eine Beziehung zu einem Anderen geraten, die es zu verstehen, zu führen und auszuhalten gilt. „...na trag mi halt a stückle!“

Und wenn uns das herausfordernde Verhalten des Anderen an unsere Grenzen bringt, an persönliche Grenzen, die mit unserer Biographie und unserem eigenen inneren Universum zu tun haben, oder an Grenzen der Institution, deren Rahmen von diesen Verhalten gesprengt würden, dann müssen wir zugeben können, dass wir dieser Herausforderung nicht gewachsen sind. Oder genauer: dass wir das, was da herausgefordert wird, leider nicht geben können oder wollen.

„Therapieresistent, austerapiert, beratungsresistent, untragbar“: das sind Begriffe, die sich in den Akten der extrem schwierigen Klienten tummeln und in denen das eigene Scheitern dem Anderen zugeschrieben wird, weil für den eigenen Mangel kein Raum ist, für die eigene Grenze kein Wort. Der Mangel und die Störung wird so ausnahmslos beim Anderen lokalisiert. Hier wird die Ehre des Helfers verletzt, im Duell siegt er dann mit der Zuschreibung der „Untragbarkeit“.

Diese Begriffe gehören außerdem in die Sphäre des „Nocebos“. Wie es ein Placebo gibt, wo allein die performativ benannte Nützlichkeit wirkt ohne nachweisbare Substanz, gibt es auch Nocebos. *Placebo* heißt: ich werde nutzen, *Nocebo* heißt: ich werde schaden. Der Begriff der „Untragbarkeit“ in den Akten erzeugt bei den als nächstes Zuständigen sofort etwas Schädliches für den Klienten. Wir machen uns kaum eine Vorstellung davon, wie sehr jedes von uns schnell dahingesagte Wort in der Tiefe der von uns abhängigen Klientenseelen landet. Hüten wir uns davor, unsere eigene Grenze und Ohnmacht in den Anderen zu projizieren. Wir sind mit jedem unserer Worte Täter, und wer zu einem Schutzbefohlenen sagt „Da ist ja Hopfen und Malz verloren“ anstatt sich zu seiner Ohnmacht zu bekennen „Ich kann dir leider nicht helfen“, der setzt ein Nocebo in die Seele des Anderen, das oft jahrelang noch seine schädliche Wirkung entfaltet. Ich könnte tausend Geschichten darüber erzählen.

Was fordert uns heraus in unserem Kosmos aus Ähnlichen? Und was fordern wir heraus bei den Nicht-Ähnlichen, die uns herausfordern? Tausend Fragen, kaum Antworten. All das sind



hochkomplexe Prozesse aus Handlungsdruck und Selbsterforschung, aus fachlicher Kompetenz in diversen Disziplinen und Fragen des Selbstkonzeptes, aus Welt und Ich.

Wenn ich Sie nun verwirrt oder verunsichert zurücklasse, nachdem kaum eine Frage beantwortet wurde, befinden sie sich im produktiven Zustand der Ohnmacht. Seit Wolfgang Schmidbauers Text „Die Ohnmacht der Helfer“ wissen wir alle um unseren wunden Punkt: Das Helfen ist eine veritable Strategie, der eigenen Ohnmachtserfahrung aus dem Weg zu gehen – und wohl auch der sicherste Weg dorthin. Lassen sie uns diese Ohnmacht als schöpferischen Moment wahrnehmen, als einen psychischen Ort, an dem uns klar wird, dass wir vieles einfach noch nicht verstanden haben.

Letzten Endes ist die Herausforderung immer – bei allem Scheitern der eigenen Kompetenzen – ein Gewinn an

- a) Bewusstheit über unsere Grenzen, eine Lernerfahrung, die zur Professionalität gehört und
- b) ein Hinweis auf das Noch-nicht-Gelöste in uns, also ein dauernder Impuls zur Selbsterfahrung und - erforschung.

Aus spirituellen Zusammenhängen habe ich gelernt: „Dein größter Feind ist auch dein größter Lehrer.“ Weit entfernt davon, diesen Satz wirklich umsetzen zu können, stelle ich ihn hier ans Ende meines Vortrages, weil ich ihn überzeugend finde: Wo ich in einer Beziehung scheitere, habe ich entweder über mich oder über den Anderen oder über die Welt etwas noch nicht verstanden, was es zu lernen gilt.

„Geld oder Leben! – na trag mi halt a stückle...“

Darum könnte es gehen: Jemanden eine Zeit lang tragen, ertragen und aushalten, das ist ja schon sehr viel. Und wenn es – möglicherweise mit Hilfe einer geeigneten Supervision – dieses Tragen und Aushalten über einen längeren Zeitraum gelingt, wer weiß, ob sich dann auch eine tragende Beziehung entwickeln kann, in der jenseits eines Machtkampfes und der gegenseitigen Herausforderungen so etwas wie ein beiderseitiges Nehmen und Geben entstehen kann.

